

# Hero und Leander

Autor(en): **Bittrich, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 23

PDF erstellt am: **22.07.2024**

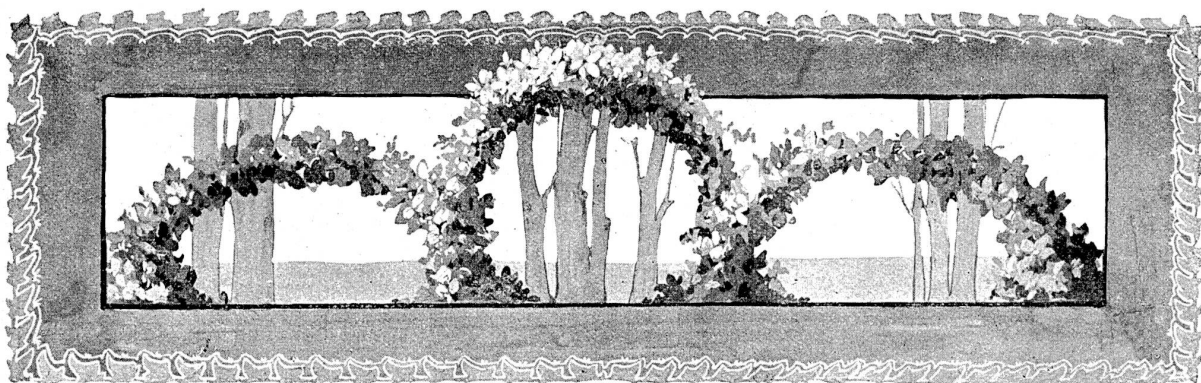
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575567>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Hero und Leander.

Eine Geschichte aus dem Spreewald.

Von Max Bittrich, Freiburg i. B.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Der alte Bank mußte genau, weshalb er das fette Hauslaub auf das Dach seiner Blockhütte gepflanzt hatte: Kein Feuer sollte der Stätte schaden.

Das Haus stand wirklich noch so fest und klobig wie am Tage der Weihe; doch das Feuer der Liebe war von dem Wunderkräutlein nicht ferngehalten worden.

Die Tochter des Hauses, Dorothea, preschte den ganzen Tag in Küche, Stube und Stall umher; man würde ihr Unrecht thun, wollte man sagen, sie habe nur geschaltet und gewaltet. Nein: sie preschte.

Sie war rot und frisch, heiter und begehrenswert wie die gesunde Natur, und sie war auch immer thätig wie die Natur.

Wie sollte gegen solches Feuer das Laub des Daches wirken?

Des Mädchens Vorfahren waren mit einem Trupp jener Böhmen, Oesterreicher und Ungarn erschienen, die unter dem alten Fritz im Spreewalde angesiedelt wurden. Mehr als ein Tropfen ungarischen Blutes floß in ihren Adern.

Lange Zeit hatten die in ihr lebenden verhaltenen Gluten nicht das Burschenherz gefunden, das sie zum offenen Feuer entfacht hätte.

Kein Wunder auch! Das Haus liegt einsam in dem Spreewaldthal, „wo nicht Berge sind und die Waldwasser nicht mehr rauschend schäumen“. Ein Flußlabyrinth zieht sich um das Gehöft, so daß die Landstraße mehrfach durch Wasser und Acker von ihr getrennt wird.

Allemaal, wenn Dorothea im Kahn zur Kirche fuhr, guckten sich die Burschen die Augen nach ihr aus, und beim Erntetanz rissen sich die Liebedürstenden nach dem Mädchen. Sie war angrifflich, wie die Schoten an der Straße — wie das slawische Sprichwort sagt.

Auch sie wußte, wozu sie Augen besaß. Hatte sich in der Einsamkeit ein Zug des Melancholischen in das Gesicht der Umworbenen gestohlen, so verschwand er, nachdem das erste Tanz-, „Gesekchen“ erklingen war. Die Augen funkelten und der ganze Körper war Leben, verlangendes und hingebendes Leben.

Begab sie sich zum Jahrmarkte, so schritt der Vater neben ihr. Die Burschen schlossen sich dem Zuge an, suchten sich den Rang abzulaufen und nahten sich ihr doch nicht ganz, sondern wurden in ihrer Nähe befangen und blieben hübsch fromm, wie der Kater beim Quarge.

Einen hatte sie beim letzten Osterfingen in ihr Herz geschlossen und der hatte gewagt, ihr tief in die Augen zu blicken. Das war der arme Juro, einer der Unglücksmenschen, die bei jedem Wolkenbruch unter freiem Himmel sind, und im Trocknen sitzen, wenn es Glück regnet.

Der arme Teufel hatte vor dem Mädchen Gnade gefunden. Als er sein Glück begriff, kaufte er ihr aus einer Jahrmarktstube ein Herz mit der Pfefferkuchenschrift:

Dieses Herze hier,  
Das schenk ich dir, —

denn mehr konnte er nicht erwerben, der arme Sohn des ärmsten Bauern. Dorothea stellte das Herz hinter die Scheibe des Glasschranks zwischen zwei goldgeränderte, „aus Liebe“ und „zum stetigen Angedenken“ gewidmete Tassen. Da prangte der Kuchen zwischen der prunkvollsten Habe, wie der Liebste in ihrem eigenen Herzen.

An den Sommerabenden kam Juro öfters zu seinem „Dortchen“, trotz des Polterns ihres Vaters. Beim Bienenstock hinter dem Hause war eine Bank für zwei Menschen. Wer nun recht hätte beobachten wollen, wie die Liebe junger Herzen überquillt, hätte dort eines der Bienen sein müssen; dann aber hätte er besser als alle der Liebe Macht schildern und von ihren Hoffnungen berichten können.

Noch ehe die Blätter von den Ebereschen fielen und die roten Beerenbüschel durch kahle Zweige leuchteten, kam eine Trennung auf Monde. Ihr Vater wollte den Abschied. Im Lenze, meinte er, werde er weiter mit sich reden lassen; eher nütze kein Wort.

Die Jungen umarmten sich und lehnten weich und wonnig aneinander. Sie schwuren sich ewige Treue und sangen sich die rührendsten Lieder mit dem Hero- und

Leander-Gedanken, der in den slavischen Schöpfungen der Volkspoesie so oft wiederkehrt, und Lieder mit glücklicherem Ausgange. Wie schön sang sie ihm die Aufforderung zum treuen Ausharren ins Herz:

Als ihn nun das Mädchen merkte,  
In dem weißen Schloß, dem hohen,  
Hat sie rotes Garn gesponnen,  
Hat sie grünes Garn gezwirnt.  
Hat gedreht eine Schnure  
Ihrem Herzensallerliebsten;  
„Schwinde dich, Herzallerliebster,  
An der seid'nen Schnur empor.“  
Und geschwungen hat der Liebste  
Sich empor an seid'ner Schnure.  
Sich empor an seid'ner Schnure  
Hebers Wasser, mächtig tief.  
Wo das schöne Mädchen weilet,  
Wo sein Herzensliebchen wartet:  
„Wirst mein Liebchen sein so lange,  
Als es tiefe Wasser gibt.“  
„Nur wenn sich verläuft das Wasser,  
So vergeht auch uns're Liebe:  
Wasser, das verläuft sich nimmer,  
So vergeht die Liebe nicht.“ — — —

Juro wanderte nach der Stadt, wie viele seiner Genossen, und wollte dort einiges für sich erarbeiten. Er hörte von Dunkelheit zu Dunkelheit das Webergeschiffchen sausen und dachte in den Nächten an seine Heimat und an das treue Herz im Spreewalde. Des Sonntags aber wanderte er oft heim, um wie früher in der Schenke zum Tanze aufzuspielen: „Dreh mich vor dem Spielmann“, „Meine Mutter hatte Gänse“ und andere uralte Tanzmelodien.

Dorothea wußte genau, wann er dort weilte, doch kommen durfte sie nicht. Dafür stellte sie ihm stets ein Lichtlein an das Fenster ihrer Kammer, damit er das weit in die Nacht hinein leuchtende Zeichen der Liebe beim Heimgange aus der Ferne sähe.

Die Liebe schlüpft leicht dahin in der Welt,  
Wie die Feder, die auf das Wasser fällt.  
Leicht geht sie zusammen und findet sich,  
Schwer scheidet und meidet und trennt sie sich.

Zu Weihnachten schickte Juro der Liebsten einen Brief, des Vaters wegen nicht mehr. Doch in dem Schreiben stand, was sie erfreute: Er besitze schon ein Häufchen harter Thaler, und zu ihrem Geburtstage im Februar werde er einen Teil des Geldes für das schönste Brautkleid anlegen.

Dorothea saß schon seit Wochen meist einsam in ihrem Kämmerchen und hatte keine Gelegenheit, zu antworten. Der Vater, wenn sie sich sehen ließ, redete von ungeratenen und verstockten Kindern und war wie Gewitterdrohen; die Mutter schlich einher wie die fleischgewordene Ergebung und war wie ein Kind in der Gewitterfurcht. Die Kinder aber — denn außer Dorothea waren zwei im Hause, und die waren kaum aus dem Größten — wurden so verschüchtert, als hätten sie die Sprache verloren.

Eines Abends, in einer der ersten Wochen des neuen Jahres, verließ der Blockhaus-Bauer noch spät sein Besitztum und holte die Mutter Storch, wie man die bei freudigen Anlässen nötige Frau zur Kennzeichnung ihres Berufes getauft hatte. Und als am Morgen die Kleinen bei der Mehlsuppe saßen, berichtete ihnen der

Bauer: „Woas ich soan (sagen) wullde: Dortchen is krank: 's tumme Mädchel hat in der Nacht woas Fenster nich zugemacht; is a Storch bei ihr gewest mit anem kleenen Jung'u.“

Den kleinen Jungen hatte der Storch in dem Hause vergessen, als er davonflog. — — — — —

Bereits am Geburtstage Dorotheas ist vor dem Blockhause, auf der höchsten Spitze des Kirschbaumes, der Badewisch zu sehen gewesen, auf dem der Kopf des Kindes zuerst geruht hatte. Der Bauer selber hatte das Strohblünderchen am selben Tage, einem Sonntage, hinauf befördert, damit der Enkel zu hohen Ehren gelange. Juro aber, oder „wen'sches Pinak“, wie ihn die städtischen Arbeitsgenossen nannten, war am Abend vorher in der Heimat angelangt, ein Päckchen purer Seide heimbringend, für das er sich nach Kräften gemüht hatte. Das sollte seine Liebste erhalten. Nur wußte er noch nicht, wie und wann er es ihr zu senden vermöchte.

In der Schänke war am Sonntag wieder Tanz. Juro ließ abermals seine Klarinette mauren und schreien. Das Spiel sollte den Kummer seines Herzens überlöten.

Seine Liebste hatte er am Tage nicht erreicht; der Versuch scheiterte. Die dünne Eisdecke des Wasser-Wirfals trug die Füße noch nicht, hielt jedoch den Kahn auf. Nun wirbelte seit zehn Stunden Schnee hernieder, und der zunehmende Frost machte lauter rasche Leute.

Juro hörte von den Burschen über das Ereignis im Blockhause erzählen, wie es Mutter Storch berichtet hatte. Er fühlte ein Wirgen im Halse und ein Brennen in den Augen.

Wie das Wendenblut in den Adern der Tanzenden zu kochen begann, so verlangten sie die Musik stürmischer, feuriger. Juro mußte die alte wendische Tarakawa hervorziehen, die man sonst nur noch in der Oberlausitz findet. Er ließ ihr Gejodel laut in die Nacht hinein kreischen bis zum Ende des tollen Wirbels. Nur die Kehle feuchtete er öfter, denn mehr als sonst verlangte ihn nach Palenz. Das Feuerwasser war ihm ein Trank der Verzweiflung.

Nach dem Kehraus nahm jeder „Kerl“ sein Mädchen am Arm und drückte ihm draußen die bereiften Stacheln in das gerötete Gesicht, denn einen rechten Bart mag der Wende nicht.

Einsam, sein Geschenk Bündel unter dem Arme, die Tarakawa in der krampfhaft geschlossenen Hand haltend, irrte Juro umher. Wie ein Hündchen sein Ziel findet, so schlug auch er bald willenlos die Richtung ein, aus der ihm oft ein Gruß gewinkt hatte.

Ob er jetzt die Kanäle würde überschreiten können, deren halberstarzte Flächen noch am Tage niemand hinüberließen, wußte Juro nicht. Er wollte bis zu dem Punkte dringen, bis zu dem sonst das grüßende Licht zu sehen war.

Der Schnee fiel so dicht, daß die Kraft des menschlichen Auges nicht weit drang. Dazu ging der Wind schneidend scharf. Der Palenz begann auf das zermarterte Hirn zu wirken.

Das anfängliche sorgsame Vorwärtstappen auf dem gefahrdrohenden Wege wich bald einem alles andere



**Den Saltarello tanzende Kinder am Strande von Capri.**  
Gemälde von August Wechsfer, (Winterthur) Rom.



außer Acht lassenden Streben nach dem einen Ziele. Er wollte sein Mädchen sehen und mußte es sehen. Wer wollte sich dem Wunsche entgegenstellen? Der Vater der Geliebten? Wünsche der jetzt nicht am Ende selber, daß Juro zu der Kranken komme und sie nie mehr verlasse?

Juro stolperte und fiel und eilte wieder, die hohe Schneedecke mit Mühe durchfurchend. Der Schnee flog in die Augen; die Kälte benahm den Atem. Kein Ausblick! Kein Ton auf der weiten Ebene! Ueberall Schnee! Sehnen im Herzen und nirgends ein Licht, ein Stern — — —

Die Angst packte den Wandernden und würgte ihn.

Abermals raffte er sich auf. Er wollte der Liebsten ein Zeichen geben, brachte die Tarakawa an den halb erstarrten Mund und drückte die vereisten Finger mit Mühe darauf. Wie ein Ruf um Rettung aus Todesgefahr schrillte die Volksweise auf:

Eine große Pein ist das,  
Wenn zwei liebe Freunde sind  
Und das Scheiden kommt geschwind —  
Gar so schwer, so schwer ist das.  
Eine größere Pein ist das,  
Wenn da zwei Geliebte sind  
Und das Scheiden kommt geschwind:  
In die Herzen schneidet das.

Die Töne verhallten, in der Ferne krachte ein Schuß, ein Hund kläffte, — Totenstille.

Juro lehnte sich gegen einen Baum und starrete in das Schneegestöber. Das Angstgefühl wich; ihm wurde so wohl, so unendlich wohl wie damals, als ihn ein weicher Arm umschlang und ein paar Lippen sich auf seinen Mund preßten, als er eine Brust stürmisch wogen fühlte.

Er starrete und starrete.

Sah und hörte er recht? Narrte ihn ein Traum-

gesicht? Zog der Nachtjäger durch die Fluren und ließen dessen Hunde ihr Kläffte, Kläffte ertönen?

Nein, vor ihm — ganz dicht, meinte er — leuchtete ein Licht auf. Das mußte ihr Licht sein, ihr Gruß!

Die Füße Juros wollten nicht mehr voran. Doch der Gedanke an die Einzige war stärker als alles; noch einmal raffte er sich auf, — zum letztenmale.

Er stolperte fort. Bald watete der Fuß in weichem Schnee, bald stampfte er auf dem Eise des Flusses. Und jetzt schien das Licht greifbar nahe, — und jetzt noch ein paar Sprünge —

Ein Krachen und ein kurzes Plätschern: Die Nixen des Spreewaldes hatten ein Opfer gefordert an der Stelle, wo man später ein Brautkleid fand. —

Dorothea war in ihrem Dachstübchen emporgeschreckt. Sie meinte, ihre erregte Phantasie habe ihr einen Hilferuf des Liebsten vorgegaukelt. Das Lämpchen am Fenster war, wie sie zugleich bemerkte, fast ganz heruntergebrannt. Als sie sich hinschlich, um das zuckende Flämmchen ganz zu verlöschen, schauten sie in seinem Scheine ein paar große Kinderaugen verwundert an, und sie beugte sich über das Bettchen, um ihren Liebling stürmisch zu küssen. Das war nicht nur der Kuß der Mutter, denn sie küßte ihn in dem Kinde, der ihr fern war, — ferner als sie meinte.

Auch der Bauer erwachte in seiner Komorke, dem engen Kämmerchen neben der Stube. Hatte er einen Schrei vernommen oder davon geträumt? Die Bäuerin raunte ihm in der Mutterliebe zu, er möge aufhorchen; ihr scheine, als ob Dorothea, das arme Mädchen, wieder so sehr wimmere. Der Alte ließ zum erstenmale merken, daß er seine Bauernzähigkeit aufgab. Er wolle natürlich nicht länger widerstehen, nun es „einmal so sei“, — nahm er sich vor.

Und dann legte er die zerklüfteten und harten braunen Hände zusammen und betete für das Glück der Kinder. — —

## „A chli.“

Von Rudolf Lüdi, Signau (Bern).

Eine Eigentümlichkeit, welche sowohl dem Individuum zukommt, als auch in ganzen Völkern wurzelt, ist der Gebrauch typischer sprachlicher Ausdrücke, welche bei jeder Gelegenheit, passend und nicht passend, und fast immer unbewußt benützt werden. Ein Charakteristikum des Norddeutschen ist sein „nanu“, des Süddeutschen, besonders des Bayern und Niederösterreichers sein gemüthliches „halt“; man denkt sich zu dem Worte unwillkürlich die Nation dazu. — Daß auch der Berner, oder vielleicht richtiger der Mittelschweizer, einen Ausdruck besitzt, der eine seiner Haupteigenschaften, sein Phlegma, aufs deutlichste hervortreten läßt, wissen vielleicht noch nicht alle Leser. Es soll ihnen aber gleich bekannt gemacht werden, wenn sie mit mir einen Gang thun wollen durch eines der Lager vom letzten Truppenzusammenzuge, der eine große Zahl Berner und Inner-schweizer versammelte.

Die Mannschaft liegt in den Kantonementen umher. Da ertönt das Signal „Suppe“. Der „Fas-

Unteroffizier“ läßt seine Mannschaft antreten. Es geht ihm aber zu langsam und er schreit in den Lagerraum hinein: „a chli diffig!“ Rasch soll es gehen; aber da es ja immer einige langsamere und trägere Leute gibt, denen man doch genügend Zeit geben muß, den Befehl auszuführen, so mildert der Unteroffizier unbewußt die Strenge des Befehls, indem er die Raschheit nur „a chli“ verlangt.

Bei der Küche angelangt findet der Korporal einen Lieutenant vor, der das Fassen beaufsichtigen soll. Er hat schon lange hier gewartet und schnauzt den Führer der Fackmannschaft an: „Warum so spät? Können Ihr nicht a chli früher kommen? Sofort fassen! Aber a chli geschwind.“ — Nach dem Fassen begibt sich der Ungebuldige zu einem der Kochkessel und hört dort, wie eben der Herr Hauptmann dem Küchenschef den Verweis gibt, die Suppe sei a chli angebrannt, und er müsse in Zukunft um Strafe zu entgehen, a chli sorgfältiger arbeiten. Froh, für eine kurze Weil der Sorge um